

S. 17–46) und das zweite die konkrete bauliche Entwicklung beschreibt (S. 47–122). Dabei zeigt sich, wie bewußt Einsiedeln den Eindruck eines ländlichen Wallfahrtsorts auch in seiner modernen Bausubstanz weiter gepflegt hat. Der Hauptteil der Bauwerke (einschließlich der Kirchen) stammt nämlich aus dem späten 19. und 20. Jahrhundert.

Den beiden Autoren – nebenbei bleibt zu erwähnen, daß Einsiedeln den Autoren auch wissenschaftlich eine Heimstatt bietet, durch die hier gegründete *Stiftung Bibliothek Werner Oechslin*, die sich der Erforschung der Architekturtheorie widmet<sup>5</sup> – bleibt zu einem solchen „Inventarband“ nur zu gratulieren, ebenso der herausgebenden Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte. Nur selten erreichen Inventarbände eine solche durchgehend hohe Qualität, auch was die wissenschaftliche Durchdringung angeht<sup>6</sup>. Durch den gewählten methodischen Ansatz wurde nicht nur auftragsgemäß Altes dokumentiert; gleichzeitig wurde ein wissenschaftliches Grundlagenwerk geschaffen, das in seiner Betrachtungsweise in die Zukunft weist und für die Barockarchitektur überhaupt einen wichtigen Beitrag leistet. Manche Kapitel wünscht man sich in einem „Methoden-Reader“ in kunsthistorischen Proseminaren<sup>7</sup>.

JÜRGEN KRÜGER  
Universität Karlsruhe

5 Vgl. zum Organ der Bibliothek, *Scholion*, den Hinweis in diesem *Journal* 5, 2001, S. 201.

6 Die Wartburg hatte seinerzeit einen ähnlich guten Inventarband erhalten, der für die Forschung Maßstäbe setzte. In den Kriegsjahren erschienen, erhielt er nicht die ihm gebührende Verbreitung: GEORG VOSS: Die Wartburg (Bau- und Kunstdenkmäler Thüringens. Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach; Bd. 3, 2); Jena 1917. Unter den Schweizer Bänden ist u. a. derjenige von Albert Knoepfli über Kloster St. Katharinental (Kanton Thurgau, Bd. 4; 1989) besonders zu erwähnen, in dem sich eine maßgebliche Abhandlung über die mit diesem Kloster eng verknüpften Christus-Johannes-Gruppen des 14. Jahrhunderts findet.

7 Ein in Rezensionen beliebtes Spiel besteht darin, in dem besprochenen Band möglichst viele Druckfehler nachzuweisen (zu wessen Nutzen?). In diesem sorgfältig redigierten Doppelband wird der Leser bzw. Rezensent wenig Glück haben. Um nachzuweisen, daß der Rezensent auch in dieser Hinsicht seine Aufgaben erledigt hat, sei ein Druckfehler notiert: Bd. I, S. 38, rechte Spalte, 22. Zeile muß es heißen: „Die übrigen ...“.

**Bunte Götter. Die Farbigkeit antiker Skulptur**, hrsg. von Vinzenz Brinkmann und Raimund Wünsche [Ausstellungskatalog zur Ausstellung in der Glyptothek München, 16. 12. 2003 – 29. 02. 2004]; München: Staatliche Antikensammlungen und Glyptothek 2003; 272 S., 432 meist farbige Abb.; ISBN 3-933200-08-3; € 24.–

Die Farbigkeit antiker Skulpturen und Architektur ist ein altes Thema. Seit ihrer Entdeckung im frühen 19. Jahrhundert wird diese

immer wieder behandelt und seither immer wieder vergessen. Der edle Carrara-Marmor klassizistischer Statuen (und anderer) verdrängt die Befunde immer wieder.

Auch in jüngerer Zeit hatte man sich regelmäßig um antike Farbfassungen bemüht, etwa 1982 beim Kasseler Apoll. Doch noch nie wurde das Phänomen so ausführlich untersucht und dargestellt. Der Weg dazu wurde frei, als man in der Münchner Glyptothek die Giebelskulpturen des Aphaia-Tempels von Ägina seiner klassizistischen, von Thor-

valdsen ausgeführten Rekonstruktion bearbeitete.

Die Giebelskulpturen von Ägina bilden das Herzstück dieser Auseinandersetzung. Im Jahr 1811 waren sie entdeckt worden, damals die einzigen erhaltenen Giebelskulpturen eines griechischen Tempels – abgesehen von den Fragmenten des Parthenon in Athen –, und Kronprinz Ludwig konnte sie für sein neues Antikemuseum in München erwerben. Bereits bei der Entdeckung wurden geringe Farbreste an Skulpturen und Architektur entdeckt. Es entspann sich eine große Diskussion über die ursprüngliche Farbigkeit, die zu zahlreichen konkurrierenden zeichnerischen Rekonstruktionen der Tempelfassade führte. Das Interesse an dem Thema verlor sich nach etlichen Jahren, vor allem nach dem Ersten Weltkrieg, als das Thema als zeitgenössisches künstlerisches Problem nicht mehr aktuell war.

Die Neuordnung der Glyptothek nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges führte zur Demontage der Ergänzungen der Giebelfiguren von Thorvaldsen, ihre Originalsubstanz kehrte wieder stärker ins Bewußtsein zurück. Man entdeckte mikroskopisch Farbreste und dünn aufgetragene oder eingritzte Linien. Eine neuerliche Rekonstruktion der Farbmuster an Kopien ergab bunte Helden, bekleidet mit grellfarbenen Netzstrümpfen, knallroten Lippen und bluttriefenden Wunden. Untersuchungen und Farbexperimente an anderen „großen“ antiken Skulpturen schlossen sich an: Parthenon-Skulpturen, Augustus von Primaporta und viele andere mehr. Wenn auch manche der vorgeschlagenen farbigen Fassungen sich als nicht ganz richtig herausstellen können, an einer Erkenntnis kommt man nicht mehr vorbei: Die antike Skulptur war anders, als die Nachwelt es sich in ihren kühnsten Träumen erdacht hat.

**Ernst und Susanna Künzl: Das römische Prunkportal von Ladenburg**, mit Beiträgen zahlr. weiterer Wissenschaftler (*Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg*, 94); Stuttgart: Konrad Theiss Kommissionsverlag 2003 (2004); 404 S., 533 meist schwarzweiße Abb., 6 großformatige Beilagen; ISBN 3-8062-1829-3; € 78,-

„Das Ladenburger Portal ist die bisher reichste Türdekoration, die wir im Original aus dem griechisch-römischen Altertum kennen, wenn wir dabei an Rom als Gesamtreich denken... Zusammenfassend kann man ohne Übertreibung sagen, dass sich unter den originalen Metallfunden aus dem Altertum nichts erhalten hat, was sich mit der Pracht des Ladenburger Portals vergleichen ließe“ (S. 313 f.). Mit diesen überschwenglichen Worten, welche die Autoren dieses sonst sehr nüchtern gehaltenen Bandes formuliert haben, läßt sich wohl am besten die Bedeutung des Fundes in dem römischen Provinzort Ladenburg (zwischen Mannheim und Heidelberg) charakterisieren.

Im Jahr 1973 hatte man 51 Metallteile – über 80 kg, meist Kupferlegierungen – gefunden, die als Hort vor 260 n. Chr. sorgfältig deponiert worden waren, als die Römer das rechtsrheinische Gebiet aufgaben. Es gelang in den folgenden langwierigen Untersuchungen und Restaurierungen, ein Portal mit aufwendiger Dekoration – mit vollplastischen Seeleopardinnen, Löwenkopftürziehern, Zierknäufen, Götterbüsten und Schmuckleisten – zu rekonstruieren, das wahrscheinlich für einen Tempelbau der Zeit 125/150 n. Chr. konzipiert worden war. In Fachkreisen war der Fund so spektakulär, daß eine Rekonstruktion bereits vorzeitig auf der Römer-Ausstellung in Rosenheim im Jahr 2000 gezeigt wurde (die allerdings nicht mit den Befunden der Bearbeiter übereinstimmte; vgl. S. 306 ff.).

Die fragmentarische Überlieferung machte Untersuchungen notwendig, mit denen das Portal in größere Zusammenhänge einzuordnen ist. Diesem Umstand verdanken wir vorliegende breite Publikation, die auf der einen Seite die bemerkenswerten Ladenbur-

ger Grabungsergebnisse mit dem übergroßen Basilika-Forums-Tempel-Komplex in Relation zu anderen provinziäl-römischen Siedlungen setzt. Auf der anderen Seite wird die Gelegenheit genutzt, Portalanlagen der Antike, der frühchristlichen Zeit und des Mittelalters in einem großen Panorama darzustellen, was auch für die gesamte Mittelalterforschung einen großen Gewinn darstellt.

**Hannes Möhring: König der Könige. Der Bamberger Reiter in neuer Interpretation** (*Die Blauen Bücher*); Königstein i. Ts.: Karl Robert Langewiesche Nachfolger Hans Köster 2004; 65 S., zahlr. SW- und Farb-Abb.; ISBN 3-7845-2141-X; € 5,-

*Die Blauen Bücher* sind immer wieder für Überraschungen gut. Hannes Möhring (*Der Weltkaiser der Endzeit. Entstehung, Wandel und Wirkung einer tausendjährigen Weisung*; Stuttgart 2000) legt hier in einem schmalen Band eine neue Deutung vor, die eine weitere Diskussion verdient. Ausgehend von Beobachtungen an der Reiterstatue selbst und der in der unmittelbaren Umgebung stehenden Wandstatuen sieht er in dem Reiter mit leicht geöffneten Lippen den apokalyptischen Reiter (Offb. 19,11–16), der nicht mit dem Schwert kämpft, sondern mit dem Wort. Die Statuen der Umgebung werden in die Interpretation miteinbezogen. Nach Möhring paßt die neue Deutung gut in die mittlere Regierungszeit Kaiser Friedrichs II., ca. 1225–40, was mit den Baudaten des Bamberger Doms korrespondiert (Fertigstellung 1237).

Schon früher waren Ungereimtheiten in der Statuenausführung aufgefallen, was Programm und Aufstellung angeht, und daß wohl schon in der Ausführungsphase mit ersten Änderungen gerechnet werden mußte. Wie sich das mit der Abwicklung des Skulpturenauftrags verträgt, darauf geht der Historiker Möhring nicht ein. Diese Aufgabe müßte nun wieder ein Bauhistoriker übernehmen.

**J. Barrie Bullen: Byzantium Rediscovered;** London – Berlin: Phaidon 2003; 240 S., ca. 250 großenteils farbige Abb.; ISBN 0-7148-3957-4; € (D) 75,-

J. Barrie Bullen lehrt englische Literatur an der Universität Reading und hat ein großes Interesse an den Zusammenhängen von Kunst, Literatur und Politik vor allem im 19. Jahrhundert. So wird das hier behandelte Thema leicht verständlich.

Der Autor geht dem *Revival* der byzantinischen Kunst im 19. Jahrhundert nach, in jedem Sinne in übergreifender Form: international, alle Kunstgattungen überspannend, von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg ca. (nur vereinzelt auch weitergehend; letztes Beispiel ist die Christ Church in New York, 1939!). Er fängt seinen großen Bogen in Deutschland an, mit Goethe und den Brüdern Boisserée, mit den Königen Ludwig I. von Bayern und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Die umfangreicheren folgenden Kapitel sind Frankreich, England und den Vereinigten Staaten gewidmet. Sehr sympathisch mutet bei der großzügigen Weiterbildung an, daß er den weiten Begriff des Byzantinismus ebenso weit darstellt: daß z. B. Leo von Klenze das „byzantinische“ Bauprojekt der Allerheiligenhofkirche in München in ein rein romantisches Gehäuse steckte (S. 21 f.). Derartige Beispiele werden vielfältig gezeigt, wie etwa die Kopie des Portals von St-Gilles-du-Garde an der Kirche St Bartholomew's in New York (S. 217). Dadurch werden Verschiebungen in der kunsthistorischen Terminologie von den zeitgenössischen Theorien des 19. Jahrhunderts zur heutigen Zeit ins Bild gesetzt, und der Begriff Byzantinismus erhält seine frühere Wertigkeit zurück.

Stärkeres Gewicht als auf die Architektur wird auf die dekorativen Künste gelegt, allen voran auf die Mosaiken. Die reisenden Künstler und Kunsthistoriker des 19. Jahrhunderts brachten einen reichen Motivschatz mit nach Hause, wobei „Byzanz“ nur wenig im byzantinischen Kernland, viel mehr in Italien studiert wurde: San Marco in Venedig, die großen Mosaikenzyklen in Rom und vor

allem die normannischen Kirchen auf Sizilien. Teilweise überraschend auch hier, wie weit der Bogen geschlagen wurde: von relativ wörtlichen Kopien byzantinischer Mosaiken bis zu Gustav Klimt oder Gustave Moreau, die byzantinische Vorlagen nur unter gewissen Aspekten benutzten.

Der Band kann nicht erschöpfend sein. Viele Bereiche werden ausgeklammert. So vermißt man etwa eine Auseinandersetzung mit Wirkung der byzantinischen Architektur in Deutschland im ausgehenden 19. Jahrhundert. Der Byzantinismus ist in Deutschland doch weitgehend in der Epoche Kaiser Wilhelms II. mit einigen wichtigen Monumenten und mit einer gewissen Geisteshaltung präsent. Doch ist mit dem Buch ein guter Anfang gemacht.

Ein Großteil der Abbildungen verschafft dem Leser mit einer exzellenten Qualität einen hervorragenden Eindruck von den Objekten des 19. Jahrhunderts. Wenige schlechte beeinträchtigen das Bild. Wäre Ludwig I. die Cappella Palatina in Palermo in dermaßen falschen Farben präsentiert worden, der Auftrag für die Allerheiligenhofkirche wäre wohl nicht zustande gekommen.

**Sergej G. Fedorov: Klenze und St. Petersburg – Bayern und Russland.** Verzeichnis der Quellen mit einem Überblick über die Architektur- und Ingenieurbeziehungen 1800–1850 (*Osteuropa-Institut München. Mitteilungen*, 51); München: Osteuropa-Institut 2003; 207 S.; ISBN 3-921396-91-3; € 14,-

Die intensiven Beziehungen, die das russische Zarenreich vor allem seit der Zeit Zar Peters des Großen nach Westeuropa unterhielt, sind seit langem bekannt. Holländische Vorbilder, italienische Architekten prägten im 18. Jahr-

hundert das Bild der neuen Hauptstadt St. Petersburg.

Viel weniger weiß man von den ebenfalls sehr starken Beziehungen des Zarenreichs zu deutschen Staaten vornehmlich nach den napoleonischen Befreiungskriegen. An dieser Stelle sind die Forschungen von Sergej Fedorov zu nennen, der maßgeblich über die Geschichte der Bau- und Ingenieurkunst jener Zeit gearbeitet hat (vgl. vor allem: SERGEJ FEDOROV: Wilhelm von Traitteur. Ein badischer Baumeister als Neuerer in der russischen Architektur 1814–1832. Zur Entwicklung der deutsch-russischen Beziehungen im Bauwesen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; Berlin 2000). Nach Arbeiten über die badisch-russischen Beziehungen auf dem Bereich der Staatsbaukunst hat sich Sergej Fedorov nun der bayerisch-russischen Beziehungen angenommen.

Hauptfrucht dieser Beziehungen ist zweifelsohne das Gebäude der Eremitage in St. Petersburg von Leo von Klenze, dem bereits ein Forschungsprojekt galt. Doch die Beziehungen waren tiefer und breiter. Weitere Namen sind zu nennen wie z.B. Friedrich Wiebeking, ein heute fast vergessener Ingenieur in bayerischen und russischen Diensten, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine durchaus wichtige Rolle spielte, sowohl was seine Bauten (meist Brücken) als auch was seine Schriften zur Geschichte der Ingenieurkunst anging.

In der vorliegenden Publikation, vom Autor als vorläufig eingestuft, werden erstmals die reichen Quellen für die genannten Tätigkeiten aufgeführt. Das gesamte Archivmaterial in russischen Archiven, teilweise akut gefährdet, das bislang wenig beachtet wurde, wird hier erstmals ausführlich aufgeschlossen (deutsch und russisch). Man kann nur hoffen, daß mit dieser soliden Basisarbeit nun weitere Forschungen durchgeführt werden. Die Vorarbeiten sind gemacht.